

Zum Wurzeln schlagen

Interkulturelle Gärten helfen Migranten dabei, in der Fremde heimisch zu werden / Eine neue Form der Integration

Von Antje Hildebrandt (Frankfurter Rundschau, 5.10.2005, S. 26)

Zum Wurzeln schlagen

Als er in Berlin ankam, konnte er einen Kürbis nicht einmal von einer Zucchini unterscheiden. Das Gemüse kam aus der Dose oder es wuchs in Pyramiden auf den Wochenmärkten. In Buenos Aires, sagt Carlos Leonard, habe er sich für das Grünzeug einfach nicht interessiert. Das war gestern. Der gebürtige Schlesier ist wegen der anhaltenden Wirtschaftskrise in Argentinien vor knapp zwei Jahren nach Deutschland gezogen, in das Land seiner Eltern. Seither beackert er im Interkulturellen Garten Berlin-Köpenick eine eigene Scholle. 40 Quadratmeter Argentinien. Und wenn ihn Besucher heute auf seine prächtigen Kürbisse ansprechen, können sie etwas erleben. "Das sind Zapallitos", poltert Leonard dann auf seine unnachahmlich herzliche Art, "argentinische Zucchini." Einen ganzen Hügel haben sie damit bepflanzt, Carlos und seine Nachbarn - Waldemar, Jurij, Andreas und Roberto.

Die exotische Oase am Ufer des Flüsschens Wuhle ist gar nicht zu verfehlen, schon von weitem leuchten die meterhohen Sonnenblumen auf der ungarischen Parzelle. Wären ihre Pächter Mitglieder einer deutschen Kleingartenkolonie, hätten sie vermutlich schon längst einen Tadel kassiert. Über gesetzlich vorgeschriebene Wachstumshöhen setzen sich ihre Sonnenblumen aber einfach frech hinweg.

Das liegt in der Natur der Sache. In diesem Garten gibt es weder Zäune, Hecken noch Lauben. Hier dürfen nationale Vorlieben sprießen. Hier soll schließlich etwas gedeihen, was nur gemeinsam gehegt und gepflegt werden kann. Völkerverständigung.

Auf 4000 Quadratmetern haben sich Menschen aus elf Nationen häuslich eingerichtet. Da ist Carlos aus Argentinien, Waldemar aus Kasachstan, Nguyen aus Vietnam oder Gabriella aus Italien. Ihre Geschichten sind so verschieden wie das Gemüse, das sie auf ihren Schollen angepflanzt haben. Zapallitos, Sauerampfer, Koriander und Mangold. Und für jeden bedeutet der Garten etwas anderes. Doch eines verbindet die Zuwanderer. Der Garten hat ihnen geholfen, in der Fremde Wurzeln zu schlagen

Es ist ein Modell, das Schule macht. In Berlin gibt es inzwischen vier Einrichtungen dieser Art, bundesweit sind es 25. Weitere 40 Gärten sind in Planung. Es ist eine echte Graswurzelbewegung, wenn man so will. In der Regel sind es engagierte Bürger, die den Anstoß dafür geben, dass sich Deutsche und Zuwanderer abseits ausgetretener Wege zur Integration neu begegnen.

In Berlin-Köpenick war es ein Inder, der die Idee hatte, die verwilderte Wiese an der Wuhle urbar zu machen. Sajjad Ahmad. Ein elegant gekleideter Mann, dem der Schalk aus den Augen blitzt. Vor 33 Jahren kam er als Student in die Bundesrepublik, kurz vor der Maueröffnung verliebte er sich in eine Berlinerin und zog in den Ostteil der Stadt. Er selbst, sagt er, habe mit seiner Hautfarbe und dem unverwechselbaren indischen Akzent zwar niemals Schwierigkeiten gehabt. In der DDR sei Völkerverständigung aber ein Programm gewesen, das die Regierung den Bürgern einfach übergestülpt habe.

Der Interkulturelle Garten verfolgt eine entgegengesetzte Strategie: Er gibt den internationalen Beziehungen Raum zum Wachsen. Fragt man Sajjad Ahmad, was die Einheimischen von den Zuwanderern lernen können, sagt er, hier zu Lande herrsche noch immer eine Vollkasko-Mentalität. "Die Deutschen glauben, sie könnten sich gegen alle Unfälle des Lebens versichern." Diese Strategie laufe jedoch ins Leere. Wer zum Beispiel seine Arbeit verliere, müsse sein Leben neu sortieren.

Diese Erfahrung hätten viele Zuwanderer den Einheimischen voraus. Die Aufgabe, noch einmal ganz von vorne anfangen zu müssen. Das Wissen, dass Freunde die beste Versicherung sind. Und dass sich Leistung nicht nur in der Gehaltsabrechnung widerspiegeln. Sajjad Ahmad sagt: Wer jemals sein eigenes Obst und Gemüse geerntet habe, wisse, dass es kaum eine produktivere Tätigkeit auf der Welt gebe.

In Berlin hat sich das schnell herumgesprochen. Die Liste der Bewerber wird immer länger.

Der Erfolg des Interkulturellen Gartens hat viele Väter. Neben der Indischen Solidaritätsaktion (ISA), dem Verein, in dem sich Sajjad Ahmad engagiert, schmücken sich die Lokale Agenda 21 Treptow-Köpenick und das Netzwerk für Integration mit diesem Vorzeige-Projekt.

Sein Werdegang ist in gewisser Weise typisch für die anderen Gärten. Inzwischen haben sich ihre Gründer zu einem bundesweiten Netzwerk zusammengeschlossen, koordiniert werden ihre Aktivitäten von der Stiftung Interkultur in München. Sie hat in Deutschland eine Bewegung angestoßen, die in Großbritannien und in den USA begann. Dort haben die "Community Gardens" ihre Bewährungsprobe längst bestanden, nicht nur als Projekte zur Integration, sondern auch zur Aufwertung von Stadtteilen mit hoher Kriminalitätsrate. In Deutschland nahm die Bewegung in Göttingen ihren Lauf. 1996 gründeten einheimische und zugewanderte Familien den Verein Internationale Gärten. Auf ihrer gemeinsamen Scholle gediehen erste zarte Bande, inzwischen ist ein regelrechtes Geflecht entstanden aus Nachbarschaftshilfe, Sprach- und Kochkursen.

Mustergütige Nachbarschaftshilfe

Das Projekt gewann zahlreiche Preise, unter anderem den Integrationspreis des Bundespräsidenten. Seine Erfahrungen hat die Stiftung Interkultur in einem wissenschaftlichen Ratgeber gebündelt: "Wurzeln schlagen in der Fremde." Die Stiftung ist der Motor der Bewegung. Sie gewährt Gründern nicht nur eine Anschubfinanzierung für ein solches Projekt, sie vermittelt ihnen auch Kontakte zu anderen Gärtnern im In- und Ausland und versorgt sie mit Informationsmaterial. "Wir raten den Initiatoren, sich als Erstes eine Organisation in der Flüchtlingshilfe als Partner zu suchen", sagt Stiftungssprecherin Ingrid Reinecke. Ihre Kontakte zur Politik und zu den Medien seien eine wichtige Voraussetzung, um eine Öffentlichkeit zu schaffen und öffentliche Zuschüsse zu beantragen.

Nach den Worten von Reinecke stehen die Kommunen und Städte den interkulturellen Gärten zunehmend aufgeschlossen gegenüber. Sei es, indem sie - wie der Bezirk Treptow-Köpenick - pachtfrei Grundstücke zur Verfügung stellen, sei es, indem sie - wie die Stadt Marburg - Sträucher spenden oder Beschäftigte des Grünenflächenamtes zum Mähen vorbeischieken.

Auf diese Weise zollt die Verwaltung in Marburg einem Projekt Tribut, dessen Initiatorin etwas geschafft hat, woran sich Politiker erst gar nicht gewagt haben. Inspiriert von einem längeren Aufenthalt in San Francisco setzte die Pädagogin Helga Pukall alle Hebel in Gang, damit auf einem früheren Kasernengelände in der Stadt ein Interkultureller Garten entsteht. In einem sozial benachteiligten Stadtteil ohne Infrastruktur und mit einem hohen Anteil an Zuwanderern und Arbeitslosen, so scheint es, bewirkte dieses Biotop ein kleines Wunder. Heute gilt der Kiez als beliebtes Naherholungsziel und als Musterbeispiel für Nachbarschaftshilfe. Längst planen Marburgs Politiker weitere interkulturelle Gärten in anderen Stadtteilen.

Es gibt noch viel zu tun, in Köpenick packt es Carlos Leonard an. Seine Zapallitos erntet er inzwischen mit links. Als nächstes will der blonde Hüne mit seinen Gartenfreunden einen Verein gründen, um die Geschicke des Gartens selbst in die Hand zu nehmen. Denn noch läuft nicht alles rund an der Wuhle. So wie die Vietnamesin Nguyen Thi Thuong Vy, die 1987 als Vertragsarbeiterin in die DDR kam, sprechen einige Pächter auch nach Jahren in Berlin nur gebrochen Deutsch. Mitunter erschöpft sich die Verständigung im gemeinsamen Genießen von landestypischen Spezialitäten wie ungarischem Gulasch. Der Anteil der Deutschen, sagt Carlos Leonard, müsse deshalb auf mindestens 20 Prozent erhöht werden. Dieses Ziel soll in der neuen Satzung verankert werden. Darüber sind sich alle einig. Auch für eine andere Forderung gibt es schon jetzt ein einstimmiges Votum, ihre Umsetzung gestaltet sich aber schwieriger. "In diesem Jahr will mein Flaschenkürbis nicht wachsen", seufzt Nguyen Thi Thuong Vy. Sie habe schon alles versucht. Doch nicht einmal der von Waldemar aus der Ukraine empfohlene Pferdedünger habe gewirkt. Jetzt hofft die 54-jährige Vietnamesin auf ein Wunder: "Mehr Sonne."